

Die Flamme singt . . .

Von Ernst Preczang.

Die Flamme singt. Hell flackert's an den Wänden
Und zuckt und tanzt in rotem Widerschein.
Der kurze Tag, der kalte Tag will enden;
Schon blickt er grauen Auges mir herein.
Die ganze Welt liegt wie im Dämmerrauch,
Die Nebel wallen und die Flocken treiben.
Die Flamme singt. Und vor dem warmen Hauch
Tropft es in hellen Perlen von den Scheiben.

Des Tages weiße Blumen, sie vergehn;
Sie schmelzen hin in lautlos sanftem Sterben.
Nur draußen, wo die Winterwinde wehn,
Aechzt noch und stöhnt ein zitterndes Verderben.
Längst fiel es hin, was sich dereinst gebläht
Am stolzen Stengel und auf grünem Stamme,
Von wilden Wettern in den Grund gemäht,
Vermodert's nun im trüben Straßenschlamme.

Die Flamme singt. Ein Wagen knarrt herauf.
Vorüber eilen frierende Gesichter.
Die Gaslaternen flackern blizend auf
Und werfen in den Schnee die gelben Lichter.
An manchem Fenster brennt die Lampe schon;
Die Freude stürmt herein mit wilden Buben,
Und alles Leid und aller Haß und Hohn
Versteckt sich schüchtern in den hellen Stuben.

Ein Ton und zwei — die Glocken schlagen an;
Laut hallt es durch die menschenleeren Straßen
Und schwingt sich auf und schwingt sich himmelan
Und scheucht die Dohlen, die am Turme saßen.
An alle Türen klopf't's, an jedes Tor,
Bis aus dem Haus die Andachtsvollen treten,
Bis sich im Dom der letzte Schritt verlor
Von Jenen, die noch nicht verlernt zu beten.

Die Flamme singt. Von ferner Orgel tönen
Weihnachtsgesänge, Friedensmelodein,
Dann aber ist's, als braust ein wildes Stöhnen
Aus tiefer Erde jäh zu mir herein.
Und wieder ist's, als ob Kanonen rollen
Und Heer um Heer sich wälzt in Tod und Schlacht;
Die Feuersäulen glühn, die Donner grollen —
Hellrote Ströme fließen durch die Nacht.

Und abertausend frische Wunden bluten;
Die letzten Seufzer irren dumpf nach Haus.
Sturmwetternacht — in wenigen Minuten
Löschst sie die Leben wie die Lichter aus.
Doch nicht die Kerzen, die im Dome glimmen.
An seinen Mauern brach der fremde Ton.
In süßem Frieden heben sich die Stimmen
Zu Lob und Preis dem einen Volkessohn.

Die Flamme singt. Schlachtlärm und Priesterworte.
Hört, Andachtsvolle, ihr den Wuttschrei nicht,
Wie fern, vielleicht an eines Tempels Pforte,
Der Bruder seinen Bruder würgt und sticht?
Könnt Frieden ihr auf dieser Erde wähen?
Am Einen trauern, der die Dornen trug,
Indes es schluchzt aus einem Meer von Tränen
Am Tausende, die auch ein Wahn erschlug? . . .

Rot scheint die Blut. Hell tropft es von den Scheiben.
In fernen Hütten tropft ein andres Naß.
Was fragst du, Mutter, wo die Toten bleiben?
Er fiel und starb, — weißt du auch nicht um was. —
Ein jäher Stoß an meinen Fensterladen.
Ich schrecke auf. Ein harter Sturmwind braust.
Der Nebel ballt sich. Und aus seinen Schwaden
Reckt sich gespenstisch eine Riesensaust. —



(Nachdruck verboten.)

109

Ich bekenne.

Roman von Clara Müller-Zahnte.

Wir waren allein, Lydia und ich. Helena war ausgegangen. Mit Kurt, wie ich jetzt wußte. Der junge Mensch, der vor dem Assessorexamen stand, bewohnte das möblierte Vorderzimmer — mit Helena gemeinsam. Sie schlief auch in seinem Zimmer. Ob er sie später wirklich geheiratet hat, wie sie so zuversichtlich hoffte, hab' ich nie erfahren. Ich will es ihr aber wünschen, daß er ein ehrlicher Kerl gewesen ist, weil sie ein ehrliches Weib war.

Ich las in irgend einem französischen Roman. Nicht in den Heiligenlegenden, die Vincenti mir zur Lektüre geschickt. Ich weiß es sogar genau: ich las Flauberts „Madame Bovary“. Und zwar las ich mit Interesse und Gespanntheit. Heut' begreife ich nicht mehr, wie das damals möglich gewesen ist . . .

Von ferne klang das Brausen der Weltstadt in meine Gedanken. Hydias Stricknadeln klapperten gleichmäßig. Sonst herrschte eine beängstigende Stille um uns her.

Da preßte ich die Hand fest auf mein rasendes Herz.

„Was ist aus der anderen geworden, Frau Rafowicz?“ —

Sie fuhr empor. Das Strickzeug entfiel ihren Händen.

„Aus welcher anderen?“ — ihre Stimme klang heiser.

„— Nun — die vor mir hier war.“

„Ich weiß nicht, Panna, wen Sie meinen. Ich hab' an viele vermietet gehabt, auch an Damen. Wen meinen Sie nur, Panna?“ —

„Helena hat mit mir gesprochen. Ich meine die Frau, die vor mir hier einem Kinde das Leben gegeben hat.“

Ein halbblauer polnischer Fluch, der wohl der Tochter galt, kam von Hydias Lippen. Lauernd erwiderte sie:

„Wenn Helena mit Ihnen gesprochen hat, wird sie Ihnen auch gesagt haben, was aus ihr geworden ist.“

„Ich habe es nicht hören wollen von ihr. Sie sollen es mir sagen, Lydia Rafowicz. Sie, als Vincentis Schwester.“

Die Frau warf das Strickzeug auf den Tisch. „Panna,“

sagte sie heftig, „ich weiß nicht, was Sie wollen von Vincenti. Er ist dumm genug gewesen sein Leben lang und hat sich nie unterwerfen gewollt. Das ist die Wahrheit. Helena aber bildet sich ein, was nicht wahr ist. Sie hat Ihnen wollen einen Schreck machen. Hier ist eine Dame gewesen, ja, die hier niedergekommen ist. Ich habe sie gewollt aus dem Hause bringen, als ich merkte, wie es mit ihr stand; da war es schon zu spät. Mit sieben Monaten ist das Kindchen gekommen, und sie hat geschrien, daß die Wände klangen, und ich hatte große Furcht wegen meines Zimmerherrn. Nun, gelobt sei die heilige Jungfrau! — das Kindchen ist tot gekommen, und die Mutter haben sie in das Krankenhaus gebracht, als alles vorüber gewesen ist. Da hat sie noch vier Wochen lang gelegen; dann hat der liebe Herr Christus Erbarmen gehabt und hat sie auch erlöst.“

„O Panna,“ fuhr die Frau, als sie mich erblickte und von Schauern geschüttelt in die Sofaede sinken sah, plötzlich von ihrem Gegenstande abspringend, fort, „ich wollte Ihnen noch erzählen, daß ich einen sehr bösen Traum gehabt habe heute Nacht. Ich habe ein ganzes Bett voll Stroh gesehen und Stroh auf dem Fußboden verstreut und Stroh vor der Thür. Das bedeutet einen Todesfall im Hause. Die allerliebste Muttergottes soll Sie behüten, Panna!“

Und den ganzen Abend über besorgte Lydia Rafowicz, einmal in das breite Fahrwasser des in der polnischen Landbevölkerung herrschenden Aberglaubens geraten, eine gewisse Taktik. Sie unterhielt mich mit den gräßlichsten Geschichten von schweren Entbindungen, von jungen Frauen, die das erste Mal so schwer gelitten, daß sie sich, als die zweite Entbindung vor der Thür stand, aus wahnsinniger Furcht an der Gardinenschür erhängt hatten, von unglücklichen Mädchen, die das Neugeborene erwürgt hatten und blutbefleckt in den Ballsaal getreten waren, — und mit derlei Schauererzählungen mehr, bis meine ohnehin bis zum Zerreißen gespannten Nerven den Dienst versagten, und ich, die ich mich kaum zu rühren, viel weniger noch ihrer schludrigen Beredsamkeit mich zu erwehren vermochte, aufschreiend die Arme vor mir streckte und um Schonung bat.

Mit einem Schlage war die Frau wieder die alte: schmiegsam und unterwürfig. Sie half mir beim Auskleiden und deckte mich sorgsam, mit einer fast mütterlichen Fürsorge, zu.

„Und nun wird das Kindchen schlafen. Alle vierzehn Schutengel werden um Ihr Bettchen stehen. Und ich werde beten für Sie, Panna!“

In dieser Nacht war die schreckliche, schwarze Wand dicht neben mich gerückt. Ja, was das Grauenhafteste war: sie stand nicht mehr steinern und erzen an meinem Bett, wie in den vorangegangenen Nächten, — sie hatte Bewegung erhalten und neigte sich über mich mit ihrer ganzen Wucht. Ich wollte die Arme erheben und sie stemmen wider das furchtbare Gesicht, doch alle Anstrengung war vergeblich. Schlaff, wie gelähmt lagen sie an meiner Seite; ich vermochte nicht, ein Glied zu rühren. Mit einem Male erschien es mir, als habe die Wand zwei glühende Augen bekommen und ein furchtbares, weit aufgesperres Maul, aus dem mir Feuerströme entgegenprudelten. Da kam eine feige, erbärmliche, rasende Todesfurcht über mich, gleichzeitig aber ein wütender Haß auf Vincentis Kind, das mir all' diese Qualen verursachte. Und wie ich schon am Nachmittage den Wunsch gehabt hatte, das Ungeborene in meinen Armen zu erwürgen, so stieg jetzt, glühend wie die Lavaströme in dem schwarzen Gebirge über mir, das Verlangen in meinen Herzen auf, das Kind zu nehmen und es samt all' meinen Tränen und Leiden, all' meinem Haß und meiner Schuld in den aufgerissenen Feuerchlund vor mir zu schleudern.

Am frühen Morgen, ehe noch das erste fahle Rot durch die Zweige des Philodendron schimmerte, wurde ich wach durch ein nie gefühltes, bohrendes und nagendes Schmerzgefühl im Rücken und im Kreuz.

Ich warf mich hin und her, stöhnend und ruhelos. Als endlich um sechs Uhr Lydia Rafowicz durch das Zimmer gegangen war, um in der Küche nebenan das Frühstück zu bereiten, begann ich, da das Liegen mir zur Unmöglichkeit geworden war, mich langsam und zitternd anzukleiden. Dabei vibrierte der eine Gedanke, der eine Wunsch durch meine Nerven: Elfriede Günther, nur schnell zu Elfriede Günther. —

„Heilige Jungfrau, Panna, was ist in Sie gefahren?“

— Das Kaffeebrett fest an den Leib gedrückt, blieb die Frau in der geöffneten Thür stehen und starrte mich mit großen, erschrockenen Augen an.

Ich erzwang ein Lächeln. „Mir ist nicht wohl. Geben Sie mir schnell zu trinken, denn ich will in frische Luft. Ich ersticke hier.“

Sie erwiderte kein Wort. Sie blickte mich nur forschend an, während ich mühsam Schluck für Schluck hinunterzwang, so prüfend und unausgesetzt, daß mir noch unheimlicher zu Mute ward . . .

Endlich sagte sie langsam:

„Panna, Sie dürfen nicht mehr ausgehen. Sie stöhnen ja vor Schmerz. Bleiben Sie ganz ruhig, legen Sie sich nieder; ich hole Ihnen Hilfe.“

Mir stand das Herz still. „Wie meinen Sie das?“ stieß ich, heiser vor Aufregung, hervor.

„Das sieht ein Kind. Die schwere Stunde ist eben da —“

„Das ist eine Unmöglichkeit,“ schrie ich heftig. „Ich habe noch vier Wochen zu warten — ich habe ja auch noch nichts besorgt für das Kind . . .“

„Nun, man hat sich eben verrechnet! Das wäre doch nicht das erste Mal.“

„Verrechnet?!“ — Ich hatte mich vornübergebeugt und packte das Weib an der Schulter — „Wie kann ich mich verrechnen? Vincenti ist bei mir gewesen — einen Tag —“

Wieder der forschende Blick aus dem harten, breitknöchigen Gesicht, diesmal mit einem triumphierenden Aufleuchten vermischt, das ich deutlich wahrnahm trotz meiner Schmerzen und meiner schüttelnden Angst.

„Lydia — ich bitte Dich! Hole mir eine Droschke — um Deines Bruders willen!“ —

„Das darf ich nicht mehr. Das wäre Mord. Zieh' Dich aus und lege Dich nieder,“ befahl sie hart.

Mit einem Sprunge, — wie ich den fertig brachte, ist mir heute unklar, — stand ich im Kabinett an der verschlossenen Thür, die in die vorderen Räume zu Kurt und Helenas Zimmer führte, und pochte und rüttelte an dem Türgriff mit hervorbrechender Wildheit.

„Helena, Helena!“

„Ja —“ erwiderte die schlaftrunkene Stimme des Mädchens nebenan.

„Zu Hilfe, Helena!“ —

Ein Klüstern hinter der verschlossenen Thür. Dann ein mit lauter, scharfer Stimme gesprochenes: „Ich komme.“ Und neben mir stand Lydia mit fahlem Gesicht und funkelnden Augen. Sie legte Hand an mich und zog mich in das Zimmer zurück.

„Panna, Sie sind verrückt! Ich kann nicht beantworten vor Vincenti, was Sie tun! Es ist doch merkwürdig, daß Sie

nicht bei seiner Schwester bleiben wollen. Sie dürfen jetzt nicht allein an sich denken — jetzt zuerst an das Kind!" —

"O, ich denke an das Kind," schrie ich auf, "an das vor allem!" — Eine wunderbare Kraft war erwacht in mir, die Riesenkraft des Weibes, das vor der schwersten Stunde seines Lebens steht, vor jener Stunde, die nicht mit Klagen und Jammern, die nur mit dem Aufgebot eines vollen Menschenwillens zu überwinden ist, gegen deren ungeheuerliche Wucht alle Mannesstärke wie ein Frühlingsturm vor der Gewalt des Cyclons erscheint.

Ich schüttelte die harte Hand von meiner Schulter und trat langsam in das Zimmer zurück.

"Geben Sie mir Mantel und Hut," gebot ich rauh.

Sie ging gehorsam an den Schrank und schloß ihn auf. Als sie mir beim Anlegen behülflich sein wollte, wehrte ich sie ab.

"Das kann ich selbst."

Und ich wandte mich zu Helena, die hilfsbereit auf der Schwelle stand. Ohne ein Wort zu sprechen, legte ich meinen Arm in den des Mädchens und schritt an ihrer Seite über Lydia Rakowicz' Schwelle hinaus.

Alles, was ich tat, mein Liebling, geschah wie unter einem äußerlichen Druck, fast ohne klaren Bewußtsein. In diesen furchtbaren Stunden trieb mich die Natur, wie sie die trachtige Girschkuh treibt, ein möglichst sicheres und warmes Lager für ihr Junges zu suchen.

Nach einer halbstündigen, angstvollen Fahrt hatte ich mein Ziel erreicht — mitten im Gewoge und Gelärm der Millionenstadt. Und so, nach achtzehnjähriger Trennung, sahen Elfriede Günther und ich uns wieder.

In ihrem mit behaglicher Eleganz eingerichteten Sprechzimmer stand ich zitternd, von Schauern geschüttelt, dem Zusammenstinken nahe — und dennoch von einem heiligen Willen zum Leben beseelt.

Sie ging an den Anderen vorüber, die auf sie warteten, und kam mit schnellem, elastischem Schritt gerade auf mich zu. Sie faßte meine beiden Hände mit ihrer Rechten, legte den linken Arm um meinen Leib und nannte meinen Namen.

"Es ist gut, daß Sie zu mir kommen."

Das war alles; keine Frage weiter, kein unartiges Wort. Mit einer weichen Geberde der Sorgfalt geleitete sie mich, an den übrigen Wartenden vorüber, auf den Korridor hinaus und von dort in eine geräumige und behagliche Stube, die voller Luft, Licht und Sonnenschein war.

"Einen Augenblick setzen Sie sich. Seien Sie ganz ruhig, Kind. Ich lasse alles bereit machen. Und dann fordere ich dreierlei von Ihnen: Mut, Kraft und guten Willen."

"Ich habe den Willen zu leben, Fräulein Günther!"

"Das sah ich Ihrem Gesicht an, als Sie auf der Schwelle standen. Wenn Sie das wollen, brauchen Sie keine Furcht zu haben."

(Fortsetzung folgt.)

Winter im Walde.

Das Forsthaus, ein fränkischer Vierkant mit Schupfe, Ställen und Scheune, lag knapp vor dem Walde. Gegen Süden und Westen war das blockhausartige Wohngebäude so ziemlich geschützt, nach Norden zu blickte es von der Höhe frei über das wellige Schollenland. Kam von dorthier der Wind, dann pfiff es durch die Ritzen des alten Balkengefüges, den Rauchfang hinauf, den Rauchfang hinab zogen Orgeltöne, und die Läden schlugen und knarrten die ganze Nacht.

Gleich nach der Landfirchweih, in der vierten Oktoberwoche, wurde das Haus „eingesüttert“. An der Stirnseite und um die Nordostseite herum wurden Stangen gesteckt, zwischen sie und die Hauswand schubbid Fichten- und Föhrennadeln und Moos gestampft. Das Haus hatte seinen Pelz, jetzt konnte der Winter kommen. Dieß auch gar nicht auf sich warten. Schon um Allerheiligen herum stöberte es. Dann schloß der Wind ein, und nun kam's herab, lautlos, in großen Floden: „böhmische Bauern in Holzschuben“. Man sah die Birn- und Pflaumenbäume im Garten nicht mehr, jeden Tag, oft zweimal, mußte Bahn geschaufelt werden zu den Ställen und zur Hoftür hinaus. Kein Fremder kam, nicht einmal ein Holzhauer, niemand verließ das Haus, nur der Vater und der Adjunkt machten regelmäßig ihre Waldgänge.

Und eines Morgens stand die Sonne am klaren Himmel. Das ganze Land lag da in reinem Weiß, funkelte und glitzerte, daß einem die Augen brannten. Die Kälte nahm zu. Kerzengerade stieg auf der Rauch. Böß wurde es, wenn jetzt der Nordwind herprang. Die Schneewehen hoben sich über die Bäume hinweg und schlugen die Stirnseite des Hauses zu bis zum Dach. Gar nicht Tag wollte es werden. Und aus dem Wald kam jede Nacht ein Gefrassel, ein dumpfes Fallen: Schneebrüche.

Endlich scharfer Frost, klares Wetter. Die Pumpe hatte einen langen Eisbart bekommen. Der Schnee hielt. Mit einem Schlag wurde es lebendig. Im Walde klang die Art, schrillte die Säge. Zuhrlaute schrien und fluchten. Und Raßbaum nach Raßbaum glitt hinab zur Bahn. Ueber dem Gevirr die Stimme des Vaters. Ruhig und klar, daß man seine Freude daran hatte.

Mit einem Male waren Vögel da. Auf den Bäumen im Garten, auf dem überschnitten, zusammengefrorenen Krauthaufen, im Hofe. Bis in das Vorhaus kamen sie herein. Goldgelbe Ammern, bunte Stieglitze, Reisen, Gimpel mit blutroter Brust, Grünlinge in ganzen Flügen. Die Krähen hielten sich außer Schußweite. „Sie riechen das Pulver“, sagten die Holzhauer. Am Morgen liefen Hasenfahrten wie ein Reh um das Gehöfte. Sie hatten es auf den Krauthaufen abgesehen; konnten aber zusammen nicht kommen: der Jaun war viel zu hoch.

Den ganzen Tag ging jetzt das Feuer im Ofen nicht aus. In den Fenstern grünte das helle Moos, und gedrehte Glasplitter bohten sich daraus hervor, wie gediegenes Silber. Heimlich war es an den Abenden. An dem Ofengestell hing das Eisengeflecht der Leuchte, harzige Kiefernspähne brannten darin, daß taghell die Stube war, die Kohlen giefen zischend in das Wasserschiff. Und über der Leuchte fraß der große, blecherne Lehnhut den Rauch in seinen ruhigen Nachen. Holzhauerklinder kamen mit ihren Müttern oder erwachsenen Schwestern und setzten sich in den Kreis, die Mutter brachte „Suzeln“, honigsüße Vadbirnen; Geschichten wurden erzählt, der Adjunkt machte seine Späße und Kunststücke; und immer gleichmäßig surrten die Spinnräder. Zum Schluß ließ der Vater die Kapuziner zur Mette gehen. Er warf ein Stück Papier auf die Leuchte. Es flammte auf, aber bald glomm nur noch hie und da ein Funken in der Asche. Das waren die Kapuziner, die mit einem Lichtlein in der Hand zur Mette schritten. Und der letzte Funke, der verblieb, das war der Bruder Kellermeister, der nie zum Trinken zu spät kam, immer aber zum Beten und Büßen.

Wir Kinder schliefen auch im strengsten Winter auf dem Boden, unterm Dach. Im Hemd ging's die steile Holzstiege hinauf, in die „Hummel“. Ein Raum ohne Fenster. Nur durch zwei offene Dachlufen kam etwas Sternenschein. Darin standen die Betten. Oft lag in der Frühe Reif und Schnee auf der Decke. Die Bettlücken waren aus „grober“ Leinwand. Ein alter Dorfweber hatte sie gemacht. Er hatte keinen gleichmäßigen Schlag mehr, jeden Daumen lang riß der Faden. So war schier ein „Nest“, ein Knoten an dem anderen. Wie auf Erbsen lag es sich. Hat uns aber nichts geschadet; ebenjowenig wie das Waschen mit eiskaltem Wasser, das wir uns selbst von der Pumpe holen mußten, wie das Laufen mit bloßen Füßen im Schnee, über Eisflächen, das uns verboten war. Aber was sollten wir denn machen, wenn uns die Mutter die Stiefel verstedt hatte? Kamen wir dann tropfnah wieder angerückt, dann hieß es wohl: „Mutter, hau' zu!“ Aber sofort wurde die Hand festgehalten, und die Stimme des Vaters klang: „Geh, wer wird denn Kinder prügeln! Und es ist kein Vergnügen für Dich, und auch nicht für die Duben.“

Gegen Weihnachten zu fingen die Kühe wieder an, Milch zu geben. Gleich stand die Urschel in ihrer Uniform da, um den überschüssigen Segen nach der Stadt zu bringen. Ueber den Alcidern hatte sie einen alten Bauernpelz mit dem Schaffell nach innen; auf dem Kopfe eine Pudelmütze, die ein Tuch festhielt; darüber und über die Brust ein Niesentuch. Born baumelten die Fausthandschuhe herab. Um die rindsledernen Männerstiefel waren Strohbänder gewickelt; das gab einen sicheren Tritt. Und dann das Endstrumm von einem Steden. So lang wie sie war er und einen eisernen Stachel hatte er. Sie brachte Geld mit aus der Stadt und Neugkeiten.

Weihnachten kam nicht Hals über Kopf. Der Nikolausabend ging voraus und brachte Äpfel und Rüsse. Eine schöngeflochtene Birkenrute auch. Aber die hing das ganze Jahr ruhsam unter den Reh-Gwichteln. Die Weihnachtstanne durften wir uns im Walde selbst aussuchen. Der ihr Alter richtig geraten hatte, dem seine wurde genommen. Später fragte ich immer verstoßen den Holzhauer. Da hatte ich immer recht.

Der Christbaum hing am „Rufbaum“, einem Tragbalken unter der Zimmerdecke, gleich neben des Adjunkten Uhr. Rüsse waren daran und rotbäckige Äpfel und ein wenig Zuderzeug. Aber Lidite aus reinem Wachs. Das gibt einen Geruch, den man nach Jahren auf den ersten Schmeder wiedererkennt.

An diesem Abend, dem einzigen im Jahr, wurden wir nicht nach der „Hummel“ geschickt. Wir durften in der Nebenstube warten. Der Vater hielt das Schlüßelloch zu, wir beide hatten die Hand auf dem Drüder. Wenn das Glöcklein klang, wurde gestürmt. Einmal sahen wir die Mutter vom Tisch herabspringen. Da war das Christkindlein verfloren für immer.

In den Forsthäusern versteht man zu kochen und zu essen. Nicht weil Ueberfluß da ist. Aber man hat es heraus, das Vorhandene zu nähren in der bestmöglichen Weise. So kommt jeder Förstersbub als halber Koch auf die Welt. Und wir freuten uns jedesmal auf den schwarzgefotenen Weihnachtstarpfen Sogar auf die Gräten. Denn da gab es was zu „zuffern“. Und wenn die blanken Dinger um Schlüsse von der Urschel zusammen mit Birnstielen, Pflaumenkerzen, Ruffschalen dem „Zemper“ als Essen unter einem Baum geschüttelt wurden, da hatten wir die volle, die volle und ganze Ueber-

zeugung, daß er auch im nächsten Jahre wieder etwas Gutes wachsen ließ.

Beim Pfarrer in Weglitz waren die „Waldsinken“ nicht gut angeschrieben. Sie kämen nur, wenn ein Kind zu taufen wäre, oder Eins im Sterben läge. Und da blieben sie die Gebühren schuldig. Ganz unrecht hatte der Mann nicht. Ich selbst hörte den alten Stoll sagen: „Predigen? Hml Predigen kann ich mir selber. Und meine Alte versteht's noch besser. Dazu brauchen wir den Pfarrer nicht.“

Einmal im Jahr machten wir eine Ausnahme. Zur „Netten“ ging alles, was Beine hatte, außer was zu alt oder noch zu klein war. Ich wollte schon als Ganz-Kleiner mit. Da sagte der Vater: „Wach!“ Im nächsten Jahr bettete ich bei der Mutter wochenlang vor dem heiligen Abend. Sie meinte, das wäre Männerfach. Als ich gar keine Ruhe gab, fing mich der Vater eines Tages beim Genid und riß mich an der Schwarte empor wie einen Dadel. Ich hatte im Fluge seine Augen gesehen und mußte nicht. Sofort ließ er mich herab und sagte: „Ei, schau! Der kann mitgehen.“

Vorn beim Garten wurde die Kolonne gebildet. An der Spitze der Vater mit dem alten Stoll. Ich in der Mitten. An den Seiten Männer und ganz hinten auch. Der Adjunkt darunter. In der Mitte das Weiber- und Kleinvoll. Vorneweg lief ein Halbwüchsiger mit einer Stallaterne. Und alles in Stiefeln. Und jeder einen Steden in der Faust. Es schneite, vom Mond war nichts zu sehen. Ditter kalt. Solange es auf ebenem Boden ging, ging's auch bei mir halbwegs. Nach jedem zweiten Schritt mußte ich allerdings einen Hoppler machen, um mitzukommen. Als die Gänge kamen, wurde es anders. Von einer Bahn kein Schein. Quer über Aeder und Lehnen ging's. An den beinhart gefrorenen Schollen glitt der Stiefel aus. Da lag Er. Sie auch. Verwirrung. Rufe. Auszählen. Weiter! Nach fünfzig Schritten dieselbe Geschichte. Auf einmal schoß der Laternenträger wie auf Schlittschuhen hinab. Geklirr. Vollständige Finsternis. Wie gut so ein Steden ist! So konnte man sich wenigstens weitertappen.

Endlich waren wir im Pfarrdorf. Den Kirchberg hinauf, hinein in die Kirche. Und im geschlossenen Rudel bis ganz vorn hin, gleich neben die Kanzel. Wie die Bauern schauten! Von der kirchlichen Feierlichkeit wich ich nichts. Mein Herz klopfte die ganze Zeit vor Stolz und Freude. Gegen ein Uhr in der Nacht war es zu Ende. Der Krämer unten am Steg hatte seinen Laden geöffnet. Eine Petroleumlampe brannte darin. Und jedes Mann und Weib, trank einen Sühnen, nur der Vater nicht. Auf dem Heimwege wurde geplaudert.

Die Siedelung hatte keine Schule. Die nächste lag in einem Dorfe im Tale. Sie wurde nicht viel in Anspruch genommen. Im Winter blieben die Kinder ganz zu Hause, sie wären in dem tiefen Schnee steden geblieben. Im Herbst sollte ich einen Versuch machen und mir die Schule einmal anschauen. Die neue Schiefertafel gefiel mir, und so marschierte ich an einem schönen Vormittag mit dem Stoll-Wah hinab. Diese Bauernbuben! Mich sehen und sofort lospöten war eins: „Hehl hehl! Wo kommt denn das grünrodeten Männel her?“ Das Koller stammte von einem Waldrod des Vaters. Da mußte ich mich aufbäumen. Und dem ersten, der mir unter die Hände kam, schmetterte ich die Tafel auf den Kopf, daß die Scherben flogen. Sofort stand der Lehrer da und steckte mich hinaus. Einen Mörder wolle er nicht großziehen. In hellem Zorn lief ich nach Hause. „Laß' Dir nichts grausen, Nidel!“ sagte der Vater und schmunzelte. Dann mischte sich die Mutter drein, und ich kam zu einem Onkel, der weit drüben in einer reinen Bauerngegend Lehrer war.

Die Weihnachten gingen mir deshalb nicht verloren. Vierzehn Tage, drei Wochen vor dem Feste erschien die Mutter oder die Urschel in dem Schulhause. Der Onkel brumnte. Aber der Förster hatte es gesagt, und dagegen ließ sich nichts machen. Gut drei Wochen nach Weihnachten, nachdem der Tag der Abreise drei-, viermal angefezt war, brachte man mich wieder zurück. Einmal kam der Vater selbst. An dem Tage habe ich außer ihm keinen Menschen angesehen.

Oh, ich war stolz auf meinen Vater! Bin es heute noch! Zu den großen Leuten gehörte er nicht. Mittelständig. Aber breit in den Schultern. Kräftige Nase. In seinen Augen hab' ich nie ein Buden, Klimmern, Bauern gesehen.

Wie feig hat uns der Daseinstampf gemacht! —
Nikolaus Krauß.

Kleines feuilleton.

e. w. Jullklapp. — Weihnachten. Ich bin ein geborener Ditzmarfcher, und zwar vom Lande, nicht aus der Stadt. Als ich das Gymnasium einer kleinen Stadt besuchte, verkehrte ich viel in der Familie eines Tischlermeisters, und hier hörte ich zum erstenmal das Wort Jullklapp. Die älteste Tochter meinte eines Tages: „Wir könnten dem Nachbar eigentlich ein Jullklapp machen.“ Auf meine Frage, was das sei, antwortete sie, daß man ein Geschenk kaufe, es in unzählige Papierbogen wickle, es dem Empfänger in die Haustür werfe und dann davonlaufe. In diesem selben Sinne habe ich es auch später in Reuters „Stromtid“ erklärt und geschildert gefunden.

Wenn auch nicht auf dem Lande, so war es also jedenfalls, wie man sieht, in den Städten Westholsteins bekannt, daß damit ein in der angegebenen Weise gemachtes Geschenk gemeint sei. Wie aus Reuter hervorgeht, ist die Bezeichnung in ganz Mecklenburg und Vorpommern gang und gäbe. Das Wort selbst ist schwedischen Ursprungs, weil jul Weihnachten und klappa klopfen, das Ganze aber, also Jullklapp, Weihnachts Geschenk bedeutet. Die Sache selbst ist im 30jährigen Kriege von schwedischen Soldaten nach Deutschland gebracht worden und mit der Sache ist das Wort im Norden Deutschlands haften geblieben. In Schweden selbst herrscht vielfach der Gebrauch, daß man das Geschenk einfach vor die Türe legt, ein Holzstück oder einen Stein dagegen wirft und dann davonläuft. Das dabei gemachte Geräusch erklärt das Wort klapp, Klapps, hinreichend. Das Abwickeln der zahlreichen Umhüllungen bietet natürlich der Ueberraschungen viele, besonders wenn schließlich ein minderwertiger Gegenstand zum Vorschein kommt.

Bei den meisten christlichen Völkern leitet das Weihnachtsfest seinen Namen von dem Geburtstage des Erlösers ab. Im Französischen heißt es Noël, im Italienischen natale, im Spanischen natividad, Worte, die alle aus dem Lateinischen stammen und Geburtstag (dies natalis) bedeuten. Das russische und polnische Wort für Weihnachten bedeutet ebenfalls Geburtstag (roschdestwo Christowo). Wie wir soeben gesehen, haben die germanischen Sprachen dagegen ein eigenes, aus der heidnischen Zeit überliefertes Wort für dieses Fest: schwedisch jul, altnordisch jól, englisch yule, altenglisch geol. In England ist das Wort yule jetzt veraltet und durch Christmas (von Christ und mas, Messe, Feilichkeit) ersetzt worden.

Der Ursprung des Wortes jul ist sehr zweifelhaft und insolgedessen gibt es dafür viele Erklärungen. Jakob Grimm und andere haben es mit dem schwedischen Worte hjul, Rad, englisch wheel, in Verbindung gebracht, indem sie meinten, daß jul der Name des heidnischen Festes der Wintersonnenwende sei, wo die Sonne, die man sich allgemein als Rad vorstellte, aufs neue begönne, sich der Erde wieder zuzuwenden. Hiergegen sprechen aber hier nicht weiter zu erörternde sprachliche Gründe. Andere haben es anders zu erklären versucht, was wir hier unmöglich alles berücksichtigen können.

Wir möchten uns der Erklärung des nordischen Professors Bugge anschließen, der es von dem lateinischen jocus, jocus = Scherz ableitet. Diese Erklärung ist aus dem Grunde am annehmbarsten, weil das Wort ja ein religiöses Freudenfest bezeichnet. Man vergleiche das französische joli = munter, heiter, und das davon abgeleitete englische Wort jolly.

Die eigentliche christliche Weihnacht begann erst spät gefeiert zu werden. Sieh an ein altes Jsis- und Osirisfest aufknüpfend, entstand zunächst in Aegypten ein Fest, das am 6. Januar den Tag feierte, an dem Christus von Johannes im Jordan getauft wurde. Erst später begann man den 28. Dezember als Geburtstag des Erlösers zu feiern. Erst im Jahre 354 wurde es zum ersten Male in Rom erwähnt und verbreitete sich von dort sehr schnell zuerst in den abendländischen und dann in der morgenländischen Kirche.

Auch hier gab es Anknüpfungspunkte an das Heidentum und ebenso an das Judentum, nämlich erstens an das jüdische Fest der Einweihung des Tempels, das zurzeit der Massabier entstand, und an dem man überall in den Synagogen und Häusern sieben Lichter anzündete, und zweitens das römische Fest der saturnalia. Dieses Fest war ursprünglich ein Fest der Wintersonnenwende und zwar ein Freudenfest, das zur Erinnerung an das goldene Zeitalter im Dezember, im Monate Saturnus, gefeiert wurde. Das Fest dauerte acht Tage lang, vom 17. bis zum 24. Dezember. Der 25. Dezember, der jetzige erste Weihnachtsfeiertag, wurde bruma oder dies solis invidi, der Tag der unbeflegten Sonne, genannt. Den Schluß des Festes bildeten die sigillaria, das Geschenkfest, wo die Kinder Geschenke von Silberchen oder Püppchen aus Wachs, Ton und Teig (sigilla) erhielten.

Schließlich beschenken die Erwachsenen einander am Neujahrsfeste mit Backwerk, Früchten und Kostbarkeiten.

Von diesen römischen Saturnalien sind viele Gebräuche auf die christlichen Weihnachten übergegangen, vor allen Dingen das Geben von Geschenken. Während der Saturnalien wurden in Rom viele Belustigungen abgehalten, viele Spiele gespielt und unter anderem auch stark und zwar um große Summen geknobelt, was sonst streng verboten war. In manchen Gegenden werden während der Weihnachtszeit auch Maskeradenaufzüge veranstaltet. Möglicherweise hängen diese und der umhergehende verummte Weihnachtsmann mit den alten längst vergessenen Saturnalien zusammen.

Wir erinnern noch an den Hampelmann, als den lustigsten Fragenschneider, den man sich denken kann. —

Humoristisches.

— Summarisch. „Gnaden Herr Graf — i' hätt' a' große Witt!“

„Nun, mein lieber Voisl, was wollen Sie denn?“
„I' taat' Igna recht schön hitt'n, Gnaden Herr Graf, daß S' ma a' biß'l was von Zhr'm Wartfärb'mittel gebet'n — mei' Waldl kriegt auch schon a' weiße Schnauz'n!“ —

— Zurückgezählt. „... Sie mögen sagen, was Sie wollen, Herr Dimpl — Zhr' jeligstes Bier macht eben doch die Leute stumpfsinnig, kritisch und dumm!“

„Aber a' schöne Kusred' hab'n mer halt damit! ... Was haben denn z. B. Sie für eine?“ — („Fliegende Blätter.“)